















[Nachdruck verboten.]

## Die ſüße Laura.

Weihnachts-Novelle von C. Wiebig (Berlin).

So lang es ging, war ſie auf die Jahrmärkte gezogen, keine Kirnes am ganzen Niederrhein, wo ſie nicht zu finden geweſen wäre!

Sei, war das eine Luſt, in dem grünen Karren durch die Welt zu reiſen! Der Gaul trottete wader und der herzallerliebſte Bitter ging mit ſtarken Schritten nebenher und ſchwang die Peiſche. Wo's ihnen gefiel, da raſteten ſie. Der Karren wurde unter ein ſchützendes Baumdach gehoben — waren keine Bäume da, ſtand er auch auf freiem Feld — der Gaul weidete zufrieden den nächſten Grasrain ab, vom Waſſer her kam ein feuchtkühles Lüftchen, der Himmel ſpannte den weiten Bogen, in der Ferne ſchimmerten ſaubere Häuſchen, braunes Vieh ſtüllte in der Nähe, der Bitter pfiſt, und drinnen im Wagen ſang Frau Laura mit ſchallender Stimme. Bald kräuſelte ſich ein leichter Rauch aus dem kleinen Schornſtein — Frau Laura ſochte — und dazwiſchen ſtreckte ſie ihr blühendes Geſicht zum Fenſterchen heraus und nickte, und der Bitter mit den braunen, leiſchtinnigen Augen ſaßte ſie von draußen mit den beiden Armen um den Hals und ſagte: „Läuerken, Läuerken, giß mich en Büßken,“ — und dann wiſchte er ſich den Mund und ſchmunzelte: „Läuerken, du biß zu lecker!“

Auf der Kirnes machten ſie gute Geſchäfte, beſonders auf dem Markt vor Weihnachten. Weber die Nieſendame, noch der Mann, der glühende Kohlen ſchlang, hatten ſolchen Zulauf. Ihre Bude war förmlich belagert. — „En Viertel Brinten“ — „For 10 Pfennig Balken“ (gebrannter Zucker) — „for 5 Pfennig Klümptes“ — „1 Pfund Spedeſals“ — „Mich dat Lebſuchenherz“ — „Mich och ſo ens“ — „Wat koſt dat Brintenmänneken?“ — ſo ſchwirrte es durcheinander.

Frau Laura ſtand mit leuchtend rothen Backen hinter ihren Kundenſchätzen, ſelbſt zum Anbeißen mit der weißen Laſchſchürze vor dem Buſen und den runden Armen in der prallen Jacke. Ihre Augen waren überall. Da klopfte ſie auf ein paar ſchmutzige Kinderfinger — „Laß de Fingern davon“ — dort nickte ſie und winkte in die letzte Reihe der Käufer — „Freut mich ſehr, liebe Madam, treten Se näher; was geſällig?“ — hier mog ſie ab und gab noch etwas zu und drüben ſchalt ſie gar: „Ihr Puten, Ihr Wlagen, macht dat Ihr weg kommt; hier wird nicht geſchnüpp't!“ Aber die Kinder fürchteten ſich nicht, Frau Laura lachte immer und wenn ſie nach dem Herzſpitter ſchaute, lachte ſie noch mehr.

So ging es bis zu jenem Tage, im Dezember war's, an dem das große Unglück ſie traf, da hatte die Herrlichkeit jäh ein Ende. Den Bitter ſchleppten ſie weg, trotz Jammer und Thränen riſſen ſie ihn aus ihren Armen — die Gerechtigkeit kennt kein Mitleid. Der grüne Wagen, der Gaul, das Segeltuch der Bude und die Zellſtangen wurden verkauft — nach und nach alles hin. Nur Frau Laura blieb, aber ihre rothen Backen waren auch weg. Sie nahm gewaltig ab, ſie wurde mager, und in ihren Lebſuchen war mehr Syrup als Honig.

An der Marktecke hatte ſie jetzt ihren kleinen Stand inne; dort kauerte ſie trübelig unter dem großen Regenschirm und legte Brintenmänner und buntbellebte Herzen aus. Im Sommer ſaßen die Fliegen drauf und — niemand mochte ſie kaufen; im Winter ſprühten Regen und Schnee darüber hin — da wollte ſie auch niemand. So ging es viele Jahre. Der Schirm ward verbleichener und zerſchliffener, immer größere Fliegen wies er auf — Frau Laura's Backen wurden ſchrumplich wie überwinterte Vorſtorfer. Der Regen fiel, die Sonne ſtach; die nicht-verkrümmten Füße auf das Stöckchen (Kohlenſtöckchen) geſtüßt, ſaß ſie da, alt und jämmerlich. Zulezt war der Stand leer — die Laura wohnte im Spittel, aus Gnade und Barmherzigkeit. —

Spittelweib zu ſein, iſt kein beſonders glückliches Loos, zumal, wenn ihrer drei, vier zuſammen hocken. Was das Geſchick an jeder einzelnen verbrochen, das toben ſie nun gegeneinander aus; das iſt ein Geſeiße von früh bis ſpät, bis einmal der Knochenmann in die Stube tritt und einer oder der anderen die Hand auf den Mund legt: „Still!“ Dann ſchweigen ſie.

Frau Laura ſaß ſchon ſieben Jahre im Spittel, ſie war jetzt ganz allein. In ihrer Stube war es trüb und dumpf, obgleich ihr Fenſter über einen Lattenzaun auf einen Garten ſchaute. Aber ſie durfte nicht aufmachen; der Beſitzer drüben hatte geſagt, er danke dafür, daß ihm der Spittelgeruch in den Garten wehe. Tag für Tag hockte das Weiblein mit dem ſpinnwebfarbenen Geſicht hinter geſchloſſenen Scheiben; es ſtrickte und ſeufzte und ſeufzte und ſtrickte — die Gedanken flogen rückwärts und drehten ſich hartnäckig um einen Punkt, wie ein Kreisel, ſchnurten ab und wurden wieder aufgezo-gen — „Bitter, o mein Bitter!“ Und der Mund zitterte und die welken Augenlider zuckten.

Zur Weihnachtszeit war die Laura am traurigſten, da jähre es ſich — gerade zu Weihnachten! Sie wollte gar nichts von Feſtlanz und Jubel, aber da mochte ſie nicht einmal ſtricken. Traurig ſtarrte ſie durch die Scheiben hinüber in den Garten: dort war ein neuer Beſitzer eingezogen — ob ſie nun durfte ein Fenſter aufmachen?

Schnee lag auf den Wegen, die Bäume wie mit Zucker beſtreut; drüber ſtrahlender Sonnenschein vom klaren Himmel, und eine Mädchengeſtalt, die Hände in einem kleinen Muſt geſteckt — ſonſt hatte ſie nichts Winterliches an ſich — ſchlitterte im breiten Mittelgang auf und nieder. Jetzt blieb ſie ſiehen und ſchaute nach dem Spittelfenſter; ſie lächelte und blinzelte und am dritten Tag lächelte und nickte ſie und am vierten auch, und am fünften Tag wagte die Alte wieder zu nicken. So ging die Bekanntschaft auf Grüßfuß fort, bis eines Tages eine helle Stimme rief: „Sie da, machen Sie nur auf!“ und ein Apfel gegen die Scheibe prallte, daß ein großer Sprung ſich querüber zog.

„Jetzt wohnen wir hier, nu können wir immer Luſt ſchnappen — hopla, aufgemacht!“ Ein zweiter Apfel kam angeſauſt, zum Tode erſchrocken öffnete Frau Laura. Drüben, jenseits des Lattenzauns, ſtand die junge Dame, ſie lachte über's ganze Geſicht; ſie ſah aus wie ein Kind, obgleich ſie lange Röcke trug. Nun nickte ſie: „Guten Tag!“

Verlegen nickte die Alte wieder, über ihr vergrümtes Geſicht zog ein freudiger Schimmer — ſo luſtige Augen hatte ſie lange nicht geſehen.

„Soll ich e mal überſteigen? ſagte die Junge. „Sie gefallen mir. Ich will doch ſehen, wo Sie wohnen, ich möchte auch ganz gern was mit Ihnen ſchwätzen — ſoll ich?“ Wupp — war ſie ſchon drüben! Der Unterrock blieb am Lattenzaun hängen, macht nichts, — riß, raß — da ſaß ſie ſchon auf dem Fenſterbrett, guckte in die armſelige Stube und ließ die Beine in der freien Luſt baumeln. Die Einſame war über den Beſuch mehr erſchrocken, als erfreut; Elend macht menſchenſcheu. Am liebſten hätte ſie ſich verkrochen, wie die Schnecke in ihr Haus, aber das ging nicht. Das junge Ding auf der Fenſterbank ſchaute mit hellen Augen in alle Winkel, das Mäulchen plapperte in einem fort, recht zuthunlich — die Alte thaut auf, ſie wurde geſprächig. Bis es aus dem Garten rief: Gilly, Gilly — aber Cäcilie, wo biß Du?!“ ſo lange ging das Geſchwätz.

„Donner, jetzt ſuchen ſie mich,“ ſagte die junge Dame ganz erſchrocken und ſchwang ſich eilends herab — „bis morgen — abjūs!“

So wurden ſie Freundinnen. Kein Tag verging, an dem Cäcilie Frohreich nicht drüben im Spittel war. Sommers hockte ſie außen auf der Fenſterbank, Winters innen; das war ihr Plaß, da konnte ſie beide Reiche übermachen, die kleine Armenſtube und den großen Garten. Sie fornte auch



sehen, wenn ihr entfernter Vetter, Herr Ludwig, den Mittelsteig herunter kam und sich suchend umgah, „Ludwig, Ludwig!“ rief ihre frische Stimme.

Sie hatte nicht gerührt, er mußte auch die alte Freundin besuchen. „Was soll ich denn bei dem Spittelweib?“ war seine Frage gemeldet. „Ach, Du glaubst nicht wie nett sie ist,“ hatte sie enthusiastisch erwidert und die Hand betheuernd auf die Brust gedrückt. „Bitte, komm doch mal, sie ist so süß, wahrhaftigen's Gott, so süß!“

„Also süß?! Na, so nennen wir sie die süße Laura — und mit Bekuckchenherzen hat sie auch gehandelt, sagst Du? — das paßt ja famos! Also die süße Laura — haha!“

„Du sollst nicht lachen! In ihre Augen waren Thränen getrieben und tiefes Roth in ihre Wangen, kräftig hatte sie den Fuß auf den Boden gesetzt — „wenn Du wüßtest, was ich weiß! Sie hat einen Mann gehabt, Bitter hat er geheißt, den hat sie so lieb gehabt — ja, schrecklich lieb, wenn Du auch lachst! — Und einmal Weihnachten sind sie auf der Messe gewesen, und neben ihrer Bude hat Einer seine Bude gehabt, der hat so 'ne Taischenpielerstückes gemacht und hat in einem rothen Sammetrock und Trikots draußen gestanden; über den hat sich der Bitter geärgert. Er häßt sich gräßlich verbohrt, sagt die Laura, weil der Taischenpieler ihr Kußhände geworfen hat und so was — die Laura war nämlich da sehr hübsch — und dann hat der schlechte Mensch so was häßliches über die Laura gesagt — was es war, hat sie mir nicht erzählt — aber der Bitter ist wie rasend geworden und hat sich betrunken. Dann war er immer sehr wild, sagte die Laura. Und er hat sich Abends hinter die Bude versteckt und hat dem Kerl aufgelauert und hat ihm ein Messer in den Leib gestochen — so weit! Bis ans Hest, sagt die Laura. Und dann ist die Polizei gekommen und hat ihn ins Gefängniß geschleppt und er hat viele Jahre Zuchthaus gekriegt. Wer weiß, ob er je wieder raus kommt, sagt die Laura. Ist das nicht schrecklich?“

„Freilich, freilich!“

„Ja und nu —“ sie schnappte vor Eifer nach Luft — „und nu kannte Dir denken, wie traurig das arme Lauerken immer ist und besonders zu Weihnachten, wo ich mich doch gräßlich freue. Und dabei hat sie ihn immer noch so lieb und ist doch jetzt schon ein altes Mütterchen — och —“ Fräulein Gilly holte tief Athem und faltete die Hände wie zum Gebet, „das ist eine Liebe! Die ist groß — sehr groß! Wenn mich einer mal so lieb hätte —“ setzte sie träumerisch hinzu — „och ja — das wollte ich!“

„So?!“ Der junge Mann sah ihr tief in die hellen Augen.

Sie nickte und lächelte ihn an: „Und nu gehst Du mit zu Lauerken, ja? Komm!“

Was war ihm übrig geblieben? Er brachte es nicht übers Herz, zu sagen: Ich habe mich erkundigt, der alte Bitter war ein Kaufhold und Saufaus, der seine Frau oft genug geprügelt hat; Dein Lauerken ist eine Närrin! Nein, er konnte das nicht! Der lange Backfiß war zu nett — ungeheuer — nett! Wer weiß, was passiert wäre, hätte Herr Ludwig Weinhold nicht für zwei Woche in die Ferne gemußt. Er ging fort mit einer zärtlichen Erinnerung im Herzen.

Zwei Jahre sind lange Zeit für eine junge Liebe!

Herr Ludwig Weinhold kam wieder mit einer heimlichen Hoffnung im Sinn — aber Fräulein Cäcilie Frohreich war anders geworden. Schlank und ruhig stand sie dem Vetter gegenüber, sie neigte freundlich ein flechtengeschmückten Kopf, aber sie that fremd; sie nannte ihn „Sie“ und wurde blaß und roth ohne Grund.

Er war betroffen — wie ganz anders hatte er sich gedacht! Er wurde steif und förmlich. Sie konnten den rechten Ton nicht mehr finden, er war dahin mit dem alten lieben „Du“.

Im ganzen rheinischen Nest wars längst ausgemachte Sache — die Beiden werden ein Paar! — Nun wurden die Leute jüstig. Auf dem ersten Ball im Juristenklub, kurz vor Weihnachten, lachte und loquettirte Fräulein Gilly mit jedem Andern, und Herr Weinhold schnitt einer jungen Schönheit auf Mord die Cour. Wer hätte das gedacht! —

Niemand sah, wie Fräulein Gilly nach dem Ball in ihrem Stübchen stand, den Rosenkranz aus den Haaren riß und in einen Winkel schleuberte — „Da lieg! Wie abschrecklich er ist, wie — er liebt mich nicht — kein bißchen — ich haß ihn rasend!“ — sie ballte die Hände — „o, ich lieb ihn rasend!“ Laut schluchzend sank sie auf ihr Bett. Niemand wußte auch, daß sie andern

Tags im Spittel sah und nach gleichgültigem Geschwätz plötzlich nach einem tiefen Seufzer die Arme um den Hals der Alten schlang: „O Lauerken, ich bin so unglücklich!“ Sie weinte heftig. Bekümmert hielt Frau Laura das große Mädchen wie ein Kind auf dem Schooß und strich über die widerpenstigen blonden Haare. Sie fragte nicht, sie murmelte nur leise Trostesworte. „Lauerken“, sagte das Mädchen jetzt und richtete sich krampfhaft auf — „hast Du den Bitter noch immer so lieb wie früher, eh er den Kerl todtiach und dich so unglücklich gemacht hat — sag?“

Ueber das verschrumpfte Spittelgesicht flog eine zarte Farbe, wie Abendroth über regen durchweichtes Ackerfeld — „Den Bitter?! O Herrjeh, den hab ich lieb bis ich tot bin — un wann er als noch viel Schlimmeres gethan hätt — er is und bleibt mein Bitter for immer und ewig!“ Etwas Wunderbares leuchtete auf in den alten Zügen und verschönte sie.

Fräulein Gilly nickte stumm, dann strich sie sich die Haare aus der heißen Stirn und lächelte wehmüthig. „Gutes Lauerken“ — flüsterte sie weich — „ja, das ist Liebe!“ Und dann rüttelte sie sich — „Adjus, Lauerken — morgen ist ja Weihnachten!“ —

Ja, es war Weihnachten, der 24. Dezember da!

Der Schnee knisterte unter den Tritten, tausend Sterne bligten am abendlichen Himmel, als Fräulein Cäcilie heimwärts wandelte. Sie kam aus der Kirche von der Weihnachtsandacht. — Kling, klang gloria — tönnten hinter ihr die Glocken. Weihnachtsgeänge waren vom Chor erklingen, engelgleich schwebten hohe Knabenstimmen nieder — „Gloria in excelsis Deo“ — unter Lichterbäumen stand die Krippe, drinnen lag das heilige Kind auf Stroh. Tannen — Weibrauchwolken — ein jugendfrohes Athmen zog durch den hohen Raum — so viel rosige Gesichter, so viel seltsame Erwartung!

Cäcilie Frohreich wußte selbst nicht warum, es war keine Weihnachtsfreude in ihrem Herzen; schwer lag das in der jungen Brust. Sie schlenberte langsam. Hinter den Fenstern flimmerten schon Kerzen, Jubel tönte bis auf die stille Gasse — Weihnachtslieder! — Jetzt war sie am Elternhaus, die kleinen Geschwister stürzten ihr ungeduldig entgegen; kaum hatte sie Zeit, das Belagmüschchen von den Köpfen zu nehmen und die Jacke abzustreifen, da kamen schon Verwandte und Freunde. Bei Frohreichs war immer großes Fest am Weihnachtsabend; auch Ludwig Weinhold kam.

Sie standen alle unter dem strahlenden Baum, sie lachten, sie freuten sich; wohlige Weihnachtswärme durchströmte den Saal, die Wangen glühten, der Hausherr holte alten Rheinwein aus dem Keller, man stieß an, man jubelte — nur Fräulein Cäcilie war still. Sie vermied den Blick des Veters. Der mußte sie immer ansehen — schlank und rank stand sie unterm Baum, selbst eine junge Tanne; so ein rechtes rheinisches Mädel, das man lieben muß, wenn man ein Herz im Leib hat. Und das hatte Herr Ludwig Weinhold; er fühlte, wie es pochte.

Und nun war sie weg, mit dem Glas in der Hand hinausgegangen — er ihr nach, auch sein Glas in der Hand. Die Treppe — hinab — eben entwischte ihr blaues Kleid durch die Gartenthür — wie ein Pfeil schoß sie den beschnittenen Pfad entlang — nun war sie am Lattenzaun — „Aha!“ Sie kletterte hinüber, das Glas sorglich haltend — nun stand sie am matterleuchteten Spittelfenster, reckte sich auf den Behen und lugte hinein. Warum klopfte sie nicht?

Mit den langen Weinen stieg Herr Weinhold über die Blanken; sie hatte nichts gemerkt — nun stand er hinter ihr: „Gilly!“

Erstrocken fuhr sie herum, aber sie schrie nicht auf, sie legte nur den Finger an die Lippen — „Bist!“ Dann neigte sie den Kopf wieder nah zum Fenster, er streckte den seinen daneben — was war da?! — — — Drinnen brannte ein Lämpchen mit trübem Schein, und in dem dürftigen Lichtkreis stand das Spittelweibchen — grau, mager, verchliffen wie sie selber. Nun tastete sie ihm über den Kopf — die Haare waren kurz geschoren, wie bei den Zuchthäuslern allen — sie zwupfte an seinen Kleidern, sie strich ihm über die Backen — jetzt lebte sie ihr Gesicht an seine Brust und sah zu ihm auf mit einem Blick unendlicher Liebe. Und er beugte die Stirn auf ihren Scheitel — so standen sie. Thränen liefen über die alten Wangen des Spittelweibs, aber es waren seltsame Thränen.

Thränen zur Weihnacht, zum Fest der höchsten Liebe! — — —

„Das ist der Bitter“, flüsterte Gilly, vor Erregung zitternd, und stieß den Vetter an.

„Ja, das ist er!“ sagte Herr Ludwig.



Dann schwiegen sie; standen sich gegenüber, die Weingläser in der Hand und sahen sich an.

„Ich wollt — ich wollt — Läuerten den Wein —“ stotterte sie.

„Ja, das wollt ich auch,“ sagte er, und dann sahen sie sich wieder an und mußten plötzlich lachen — es war zu komisch — sie lachten so recht innerlich, daß Gilly fast weinte.

„Die süße Laura soll leben“, küßte er, stieß an ihr Glas und legte den freien Arm um ihre Schultern. „Gilly, das ist eine Liebe“ — wie innig und zärtlich seine Stimme war! — „Gilly, kannst Du auch lieben wie die da drinn? Sein Gesicht war ganz bleich geworden, sein Athem ging hastig — „Gilly, kannst Du?“

„Ja!“  
„Sie küßte auch nur, und doch war's ein ehrlicher voller Klang, dann sah sie ihn groß an — und weiter —?! Der Wein liegt verschüttet — was macht's —“

Die Sterne funkeln in heitrem Glanz; die Nacht ist kalt und doch warm, ein Liebesodem weht vom Himmel zur Erde. Vom Haus her tönen Kinderstimmen, jubelnd klingen sie durch den verschneiten Garten —

„Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht,  
„Der Vater im Himmel für Freude uns macht!“  
Der alte Weihnachtsreim — hier hat er sich erfüllt. —“

[Nachdruck verboten.]

### Der deutsch-französische Krieg in arabischer Beleuchtung.

Von Dr. Ludwig Jacobowski (Berlin).

Der deutsch-französische Krieg hat jenseits der Vogesen den Haß gegen Deutschland und Preußenthum auf den Gipfel getrieben. Naturgemäß trübt der Haß die Unbefangenheit der Völker unter einander und nimmt ihnen das ruhige kritische Gefühl. Und so ist es eine natürliche Erscheinung, wenn sich im französischen Volke Legenden gebildet haben, die den „Prussien“ als tiefstehenden Barbaren hinstellen. Als es hieß, Richard Wagner würde seinen Einzug in die französische Oper halten, schrieb der „Osservateur Francais“ in einem „L'Invasion“ betitelten Artikel: „Die Barbaren kommen . . . Die barbarischen Horden rühren sich immer nur in Zeiten des Verfalles und des Niederganges der Cultur.“ In den Volksliedern spukte der „Preuße“ als unnatürliches Scheusal herum. So giebt es in einer Sammlung ein Lied „Der kleine elsässische (!) Märtyrer oder das gekreuzigte Kind,“ dessen letzter Vers lautet: „Dann durch seinen Haß hingerissen, hob ihn der Preuße in die Höhe, und dies Scheusal mit Menschenantlitz nagelte die Hände des Unschuldigen an die Mauer. Obgleich von Schmerzen gebrochen, rief das Kind mit einer letzten Anstrengung laut: „Es lebe Frankreich“. Und dann erwartete es den Tod.“

Die tragikomische Sammlung von Beweisen tiefsten Preußenhasses hat Professor Roschwitz aus Greifswald in seinem trefflichen Werke „Die französische Novellistik und Romanliteratur über den Krieg 1870/71“ veröffentlicht. Ein Schurke, Verräther, Schuft, Lump ist immer noch besser als ein Prusianer. In einer Novelle heißt es beispielsweise: „Sie (die Preußen) sind häßlicher als die Raupen, böser als die Nattern und so schmutzig, daß man sie nur mit der Zange anfassen kann, denn sie machen sich nur einmal im halben Jahre.“ Preußische Soldaten totzuschlagen ist ein patriotisches Verdienst, denn „das giebt einen sehr guten Dung.“ Zu diesen fabelhaften Vorstellungen gefellte sich auch die des häßlichen Völkgeruchs. So schrieb ein Franzose: „Zunächst bemerkte man an ihnen eine Art „Wildengeruch“, an ranzigen Talg und nasses Leder erinnernd, oder nach einer anderen Quelle, aus Tabak, Speck- und Ledergeruch zusammengesetzt und von solcher Schärfe, daß er sich in den Möbeln und Wänden festsetzte.“ Andere nannten diesen Geruch geradezu „Preußengeruch.“

Ist schon jenseits der Vogesen der Preuße ein unmenschliches Wesen, dem eine Reihe häßlicher Eigenschaften eingebürdet werden, was für eine Vorstellung muß ein Araber Afrikas von ihm haben, dem nur spärlich Nachrichten aus Europa zugehen! Gewiß, in große Städte wie Kairo, Tunis, Algier u. s. f. dringen die europäischen Zeitungen auch, aber von da aus pflanzen sich die Nachrichten langsam und nur von Mund zu Mund fort. Wie geschäftig arbeitet da die orientalische Phantasie! Und sie kann es um so eher, als sie von den europäischen Völkern und Verhältnissen nicht die geringste Ahnung

hat. Ein paar Völkernamen kennen diese Araber und das ist zumeist alles. So konnte es daher kommen, daß primitive Stämme der Sahara dem berühmten Reisenden Nachtigall erklärten, sie hätten sich unter den europäischen Christen halbtierische Wesen gedacht, die im Wasser eine Art amphibisches Dasein führten. Und ein ganz köstliches Mißverständnis des Kaisers von Marokko erzählt der bekannte Reisende Freiherr von Walz:

„Die wenigen Fragen, welche Muley Abd-er Rahmen an mich richtete, bewiesen seine rührende Janoranz und die kindliche Naivetät seiner Begriffe. Von europäischen Regierungen und Staatsformen hatte er keine Ahnung. So schien der Kaiser offenbar unter dem Eindruck zu laboriren, als sei die französische Republik vom Jahre 1848, deren Kunde bis zu ihm gedrungen war und welche er auf den Münzen als idealen Frauenaufsatz abgebildet gesehen hatte, wirklich ein weibliches Wesen, und folgende Frage schien von dem Standpunkt seiner Unwissenheit aus natürlich. Ob ich nämlich die Publika (so nennen die Mauren die République française) gesehen und ob der jetzige Beherrschter Frankreichs diese Dame geheirathet und von ihr das Regiment überkommen habe? Auch von England und dem Minister Lord Palmerston hatte der Sultan gehört und frug mich, ob Letzterer nicht der Gemahl der Königin Viktoria sei? Obgleich es mir bei diesen beiden Fragen schwer wurde, den nöthigen Ernst zu bewahren, so gelang es mir doch, mich zu beherrschen.“

Unser berühmter Landsmann Dr. G. Schweinfurth befand sich während des letzten Krieges in Afrika. Er plauderte einmal mit einigen Sudanesen über europäische Verhältnisse und da kam folgender Unsinn heraus, den ein Moslem, mit Namen Soliman, ernsthaft zum Besten gab. Der Name des Chediver war ihnen völlig unbekannt. „Wie heißt der Pascha in Kairo?“ hörte Schweinfurth ihn fragen. „Man wußte eben nur, daß Abdul-Azis-Chan der Herrscher über alle Gläubigen sei, dem die Könige der Franken als Vasallen dienten, mit einziger Ausnahme des Moscov Imperator, welcher vor einigen Jahren die unerhörte Dreistigkeit gehabt hätte, sich unabhängig zu geben, nun aber, dank der pflichtgetreuen Unterstützung aller Vasallen des Großsultans, ebenso zu Kreuz hätte kriechen müssen, wie ehemals Bonaparte“, der „Sultan-el-Kebir.“ Darin bestand die ganze Staatsweisheit der Sudanesen, und in diesen Sentenzen war das Einmalmeins ihres politischen Bewußtseins wiedergegeben.“ Dann kam die Rede auf den Krieg 1870/71: „Als mich die Leute mit Soliman über Krieg und Frieden im fernen Lande der Franken sprachen hörten, verlangten einige zu wissen, was denn das für ein Volk sei, das man Preußen (die Voruskli) nannte. Da wußte Soliman eine bei aller Naivetät immerhin bezeichnende Antwort zu geben, indem er sagte: „Es ist das Land mit den wenig Leuten.“ Er wollte damit sagen, daß Preußen die kleinste der Großmächte sei. Und diese wenigen Leute haben den großen Kaiser der Franken gefangen genommen, dessen Bildniß auf allen Goldstücken zu sehen ist? fragten sie weiter. „Ja,“ hieß es, „: war ein Bölewicht und ihn erteilte die Strafe des Himmels.“

Ein anderer Kenner Nordafrikas, Dr. William Froebel-Armanspera hatte auch Gelegenheit, in Algier einen Türken, Namens Mustapha über europäische Verhältnisse sprechen zu hören. Dieser alte Türke hatte die merkwürdige Fähigkeit, allerhand Reste orientalischer Märchen aus Tausend und einer Nacht mit moderner Geschichte zu verknüpfen und so fand seine Berichte über das letzte Jahrhundert viel Märchen und wenig Geschichte geworden. Napoleon I. s. B. ist bei ihm ein moderner Harun al Raschid, der verkleidet nach Algier kommt, um die Befestigungen der Stadt kennen zu lernen. Ferner ist der große Korbe der — Erfinder des Luftballons und ebenso, wie die Sultane am goldenen Horn den Verschwörern verrätherischer Veziere ausgehakt gewesen u. s. f. Auch von Louis Philipp wußte der Alte einiges zu erzählen, bis er auf Napoleon III. zu reden kam. „Louis Philipp floh nach England“, heißt es in seinem Bericht, „ebenfalls mit seinen Schätzen und die Franzosen machten eine „Publika“ (Republik). Doch das dauerte nicht lange und sie wählten den Napoleon, einen Verwandten des großen Bonaparte zum Kaiser. Dieser herrschte lange und glücklich, und führte viele Kriege, aber nicht so viele, wie der Kaiser Bonaparte.“

Nest giebt der alte Türke seine Weisheit über den deutsch-französischen Krieg zum Besten: „Zuletzt gerieth er (Napoleon III.) in Kampf mit den „Nemtsche“ (Deutschen). In einer großen Schlacht wurde er besiegt und gefangen genommen. Die Franzosen machten hierauf wieder eine „Publika“ und mußten den





„Reutsche“ zwei große Städte abtreten (gemeint sind Elßaß und Lothringen. D. Verf.) und eine ungeheure Summe Geld bezahlen, um Frieden zu erlangen.“ Jetzt kommt eine phantastische Erzählung von der Art und Weise, wie die Franzosen die 5 Milliarden Kriegsschädigung herbeigeschafft haben. Dabei spielt dem alten Türken das Gedächtniß einen Streich; er hat etwas von chinesisch-französischen Streitigkeiten gehört und da das Land China für jeden Moslem ein Land der Mythe ist, so vermengt er die Kriegsschädigung die chinesisch-französischen Kämpfe und seine Kenntnisse vom Lande Sind (China) zu einem wüsten Drei. „Dies (das Geld) suchten sie auf folgende Weise zu erlangen. Im Lande Sind (China) steht ein ungeheurer Berg, dessen ganzes Inneres aus gediegenem Golde besteht. Am Fuße dieses Berges liegt eine fruchtbare Ebene. Diese kauften die Franzosen vom Herrscher des Landes Sind, indem sie sagten, sie wollten dort Reis bauen, der in ihrem Lande nicht wachse. Der Herrscher von Sind hatte nichts dagegen und ließ die Franzosen bauen. Diese aber machten, nachdem sie die Ebene mit Reis bepflanzt hatten, in der Mitte ein großes Loch und gruben einen Gang nach dem Goldberg. Als sie dahin gelangt waren, schlugen sie große Stücke vom Golde ab und thaten dieselben in große Kisten. Den Leuten vom Lande Sind sagten sie, daß es Reis wäre. So gewannen die Franzosen große Reichthümer. Nun schickte die Regierung eine Menge als Arbeiter und Werkführer verkleidete Soldaten nach dem Lande Sind. Auch viele Geschütze sandte sie hin, die in Stroh eingewickelt worden und die man für Maschinen ausgab. Da schlopfte der Herrscher von Sind Verdacht und sandte Späher aus, um die Wahrheit zu erfahren. Als diese ihm berichteten, daß die Franzosen es auf den Goldberg abgesehen hätten, da wurde er sehr zornig und befahl seinen Soldaten, die Fremden aus dem Lande zu jagen. Doch die Franzosen, deren es jetzt Tausende waren, zogen sich als Soldaten an, ergriffen ihre Büchsen, pflanzten ihre Geschütze auf und richteten ein furchtbares Blutbad unter den Kriegern des Herrschers von Sind an. So brach ein Krieg aus um den Besitz des Goldberges. Doch der Herrscher von Sind hatte viele Krieger, die hatten ungeheure Bogen, mit denen sie weit in die Ferne schossen, ohne daß man wußte, woher die Pfeile kamen. Auch stellten sie überall Fallen auf, in denen tausende von Franzosen gefangen wurden. Endlich mußten die Franzosen das Land räumen und der Herrscher von Sind behielt den Goldberg. Darob ergrimmt viele Franzosen und wollten ihre Beziere nicht mehr. Seitdem herrscht Streit unter ihnen.“

Ob nun die Franzosen die Kriegsschädigung auf andere Weise herbeischafften, hat der alte Türke nicht erzählt. Und dabei wird er sich für einen sehr gebildeten Mann gehalten haben, der sogar etwas von Boulanger wußte. „Da ist jetzt ein tapferer Mann in Frankreich, der war in seiner Jugend Bäcker (boulanger-Bäcker), wurde dann Soldat und schließlich General. Den nun wollen viele Franzosen an die Spitze stellen, damit er ihnen Glück und Ruhm bringe, und er wird bald wie Bonaparte Kaiser werden.“

Ach nein, lieber Freund Mustapha, Eure Voraussage traf nicht ein. Sie stimmte zu den Ereignissen genau so, wie Eure arabischen Märchen vom Kriege 1870/71 zur Wirklichkeit. . . .

## Allerlei.

**Europäer anlaufen zu lassen,** scheint den grobwitzigen Amerikanern immer viel Spaß zu machen. So tritt jetzt wieder eine ungeheuerliche Ente ihre Kunde an und hat auch, trotz Münchhausen, gläubige Nachbargeländer gefunden. In dem Dorfe Kaneville (Illinois), welches kaum 100 Einwohner zählt, lebt mit seiner verkrüppelten Tochter ein Schmied, Namens Gannan. Die Schwägerin dieses Mädchens beschloß, etwas für die Unglückliche zu thun. Sie wollte, um die Mittel für die ärztliche Behandlung der Kranken aufzubringen, eine Million Briefmarken sammeln. Mit Hilfe eines Freundes in New-York schmiedete sie daher eine sogen. „Kette“, auch „Schneeball“ genannt. Der Kettenbrief lautete: „Werther Freund! Eine Heilung hat sich erboten, ein junges Mädchen aus Kaneville, das seit dem sechsten Jahre lahm ist, in Behandlung zu nehmen, falls es eine Million Briefmarken sammelt. Wir sind eruchrt worden, in ihrem Interesse eine Kette zu schmieden, und ersuchen um Ihre freundliche Unterstützung. Machen Sie von diesem Brief die Abschriften, wie wir es gethan haben, ändern Sie nur das Datum, nummerieren Sie mit der nächsthöheren Zahl und unterschreiben Sie den Brief. Dieses Schreiben schicken Sie dann gütigst an Fräulein Edna Brown, Kaneville, Kane County, Illinois; legen Sie dem Schreiben zehn oder mehr entwertete Briefmarken bei und fügen Sie ferner die Namen und Adressen von drei Freunden bei, die zu erhalten ist, die zu erhalten ist, die zu erhalten ist.“

Wer diesem Wunsche nicht Folge leisten will, mag die Aufforderung zurücksenden, damit man erkenne, daß die Kette an dieser Stelle gebrochen ist. Jedemal derjenige, der den Brief mit der Zahl 50 erhält, wolle keine weiteren Abschriften machen und die Kette schließen. Soweit ist die Geschichte ganz unverfänglich, aber nun legt die amerikanische Kraftphantastie ein Fräulein Brown hat schwerlich eine Ahnung davon gehabt, welchen Umfang diese Kette annehmen würde. Als die Kette sich von Amerika nach Europa verbreitete, wurde aus der Gliederzahl 50, mit der sie ihren Abschluß finden sollte, durch ein Versehen die Gliederzahl 80 gemacht. Wenn die Kette, die noch immer wächst, nicht abbricht, so werden bei dem 50. Glied 807 545 160 508 822 638 041 013 Briefe in Umlauf gesetzt sein. Die Kette wurde im September 1894 in Um.lauf gesetzt und schon nach einem Monat wurde Kaneville mit Briefen an Fräul. Brown überschwemmt. Von Woche zu Woche nahm die Zahl der Briefe zu und jetzt kommen täglich etwa 6000 Briefe an, und zwar aus allen Theilen der Welt. Die amerikanischen Postbeamten haben schon mit der Entzifferung der Adressen viel zu thun. Fräul. Brown ist machtlos, der Muth, die sie entfesselt, enthält zu thun; der Strom von Briefen nimmt kein Ende. Fastwaise, wie Getreidegarben werden die Briefe aufgestapelt. Die ganze Einwohnerschaft von Kaneville und Umgebung hilft beim Definieren mit. Wie amerikanische Blätter melden, öffnet Jedermann im Umkreis von 5 Meilen um Kaneville Briefe und fortirt Marken. Scheunen und Kammern gleichen Postbüreaus und Deutscher sind zu Postrelais geworden. Kanäle ist begraben unter Postmarken, und statt um die Ernte kümmert man sich um Postmarken, statt Wetterprognose studirt man Philatelie. Es ist auch vorgekommen, daß die Briefe statt Marken bares Geld enthalten haben. Bis jetzt sind zwei Millionen Briefe mit 30 Millionen Marken geöffnet worden. Unfrankirte Briefe werden nicht angenommen, sondern zurückgeschickt, und die amerikanische Post hat dadurch bereits bedeutende Verluste erlitten. Wie viel die Postverwaltungen durch diesen riesigen Briefverkehr eingenommen haben, ist noch nicht berechnet worden.“ — Das ist schon das Ungeheuerlichste, was die amerikanische Entenzucht in der letzten Zeit zu Tage förderte.

**Der Cyclon in Guttannen.** Ueber den Orkan, der am 7. Dezember, Morgens früh um 3 Uhr, in dem Bergdorfe Guttanen (Berner Oberland) wuthete vernimmt man jetzt nachstehende genaue Angaben. Der von einem Erdbeben begleitete Orkan beschädigte in wenigen Sekunden 45 Wohnhäuser und etwa 40 Scheunen. Mehrere Häuser wurden theilweise zerrissen, einige ihres Dachthales gänzlich beraubt. Der Orkan schleuderte Trümmertheile 40 bis 50 Meter weit. Alle Gassen und Gäßchen der Ortschaft waren voll Trümmer. Große Kirchsäume und Lannen wurden entwurzelt, feste Telegraphenstangen wie Streichhölzer zerbrochen, Schindeln und Sparren in die Fenster der Wohnhäuser gejagt. Als ein Wunder muß man es ansehen, daß keine Menschen dabei umkamen. Was der Orkan in den Waldungen der Gemeinde geschadet, ist noch nicht zu berechnen. Der schönste Wald ist beinahe vernichtet. Die ärmere Bevölkerung wurde davon am meisten geschädigt. Da es für solche Unglücksfälle keine Versicherungskassen giebt, sehen sich die Betroffenen auf die Mithätigkeit der Mitmenschen hingewiesen. Da mit dem Orkan auch der Winter einzog, ist die Noth doppelt groß. Ein Hilfskomitee hat sich gebildet.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Prachtvolle Abbildungen des neuen ungarischen Parlamentsgebüdes in Budapest, nach den Originalaquarien des Bauleiters, Professor Imre Steindl, hergestellt, enthält das neueste, sechste Heft der illustrierten Halbmonatsschrift „**Vom Fels zum Meer**“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart. Preis des Heftes 75 Pf.) Der begleitende Text von C. Frank Dewey schildert die Entstehungsgeschichte dieses monumentalen Bauwerks, dessen Eröffnung eine Glangnummer der bevorstehenden Millenniumsfeier bilden wird. Eine glanzvolle ästhetische Studie von Cornelius Guritt, dem Senior der deutschen Maler, Adolf Menzel, zu dessen achtzigstem Geburtstag gewidmet, führt uns neben dem Bild des Meisters selbst eine Anzahl seiner berühmtesten Schöpfungen vor Augen. Wie wir unsere Wohnräume stilvoll und behaglich zugleich ausstatten sollen, lehrt uns der reich illustrierte Aufsatz von Franz Jaffe: „**Im trauten Heim**“, zu dem drei Kinderportraits den Epilog bilden. Während Bianca Bobertag in dem Roman „**Moderne Jugend**“ ein soziales Leitbild entrollt, schildert uns Theodor Fontane in den „**Roggenbühl**“ die Freuden und Sorgen einer Offiziersfamilie, die, in dürftigen Verhältnissen lebend, unter taufend Entbehrungen den Glanz ihres Namens aufrecht zu erhalten bemüht ist; und zu diesen Werken gestellt sich eine kürzere romantische Geschichte „**Die Gbicitoare**“ von G. F. Krauß, eine flott geführte Humoreske von echt lokaler Färbung. Erwähnen wir noch den zeitgemäßen, jedem Weintrinker gewiß willkommenen Aufsatz „**Eine Weinfahrt im Medoc**“ von Franz Bawtow und die beiden vorzüglichen Kunftblätter von M. Beno Dimer und C. Bippich, so erzieht sich der Gesamteindruck einer in jeder Beziehung vortrefflichen Zeitschrift.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigstr. 87.